

Karl Krolow

Meine Gedichte

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1037 der Bibliothek Suhrkamp

Diese Auswahl Karl Krolows aus seinem lyrischen Werk erschien 1990 zum 75. Geburtstag des Dichters. In seiner erfrischenden und immer aufs neue überraschenden Präsenz ist der Fluß dieser Gedichte eine der wenigen zuverlässig durchgängigen Determinanten der deutschsprachigen Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg.

Karl Krolow
Meine Gedichte

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2017
Suhrkamp Verlag Berlin 1990
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1990
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlag: Willy Fleckhaus
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-241-059

Meine Gedichte

DIE SCHIFFE

Mit dem Pesthauch, den Gasen
Von Tang und faulendem Hai,
Fahren sie lautlos. Es blasen
Mondwärts die Winde vorbei,
Werfen hinab zu den Fischen
Regen wie Speichel dazwischen.

In die löschenden Lichter
Fällt wie Gelächter die Nacht,
Regnet der Regen dichter,
Duftet das Süßholz der Fracht,
Schwebt über Planken, die schwitzen,
Quälender Dunst der Lakritzen.

Hunde heulen, und Schritte
Kommen im Finstern gescharrt,
Nehmen in ihre Mitte
Angst, die sie froschfingrig narrt.
Und zwischen Balken und Taue
Krümmt sich die höllische Klaue.

Seufzer schallen von oben
Hinter den Schiffen her,
Klagen, dem Nichts verwoben,
Und von Gesichtern schwer,
Während die Kiele schon streichen
Hin zu den andern Bereichen.

PAPPELLAUB

Sommer hat mit leichter Hand
Laub der Pappel angenäht.
Unsichtbarer Schauder ist
Windlos auf die Haut gesät.

Zuckt wie Schatten Vogelbalg,
Spötterbrust, als winzger Strich:
Ach, schon wird es Überfall,
Wie sie blätterhin entwich!

Luft, die unterm weichen Flug
Kurzer Schwinge sich gerührt,
Schlägt wie blaue Geißel zu,
Die die dumpfe Stille führt.

Grüne Welle flüstert auf.
Silbermund noch lange spricht,
Sagt mir leicht die Welt ins Ohr,
Hingerauscht als Ungewicht.

AN DEUTSCHLAND

Wo bist du nun? Gestürzt in kalten Mond,
Mit den Ruinen in das Nichts gefahren,
Gespenst du, das im Leichenacker wohnt,
Du fremde Scheuche, Asche in den Haaren.

Mit luftgefüllten Knochen, schwarzem Wind
In deinen Augen, die noch auf mir ruhn,
Und die wie je und tief die deinen sind.
Voll Sternenzeichen, die nachts Wunder tun.

Du unter Toten, die in Schutt gestreckt
Zu Staub vergehen, der nach oben steigt,
Von Unkrauthügeln langsam zugedeckt,
Geborstner Stadt, die dem Verfall weicht.

Geruch verbrannten Fleisches löst dich auf.
Du fliegst, von den Erinnyen gepackt,
Blind an den Boden, feuchter Scherbenhauf!
Und Wasser, das wie Flut kommt, spült dich nackt.

Du bist's nicht mehr: in Gruben hingeweht
Vom langen Regen, den das Schweigen trinkt,
Wie's geisthaft über dunkle Orte geht,
Der arge Schatten nicht, der mir jetzt winkt!

Du klaffst im Häuserrest, im Bombenloch,
Und hockst als Ohnekopf am Kraterrand.
In deinen Lumpen, deiner Blöße noch,
Die du mir hinhältst, hab ich dich erkannt.

Verrenkt von Krankheit, ausgekehrt zu Dreck
Und Ungestalt, aus der das Leben wich,
Du wüster Traum und bleicher Kinderschreck,
Du letzte Zuflucht mir: verzehre mich!

AN DEN FRIEDEN

Für Stephan Hermlin

Ich möchte dich in meiner hohlen Hand
Wie einen armen Vogel angstvoll bergen,
Indes Lemuren schweifen überm Land,
Im Kreise hocken auf den Häusersärgen

Und auf die leer gebliebne Erde spein
Geköpfte Disteln und die zähe Quecke.
Wie halt ich dich, wenn rauh die Krähen schrein
Im Leichenwind auf schräger Unkrautstrecke?

Du tiefer Schwindel, Glück, das meiner Brust
So süß ist, daß ich hilflos steh und weine,
Von dem ich nur in Träumen noch gewußt:
Wie nenn ich dich dem Grame, beim Gegreine

Der blinden Flederwische, höllenzu,
Dem Leichengräberzug, der rastlos karrt?
Die Tage sind voll Jammer: Schlucker, du,
Und Kaspar Hauser, den das Grauen narrt!

Wie er Gespött und unerkant im Qualm
Der Straßenschluchten, die verloren sind,
Den Stätten wilder Hunde, wo der Halm
Der alten Gräser treibt als grüner Grind.

Du im Gelächter, wenn das Blut mir stockt,
Des Lebens Rest in giftger Luft zerfällt,
Die Ratte mich zum Markt der Toten lockt,
Zu feuchten Schädeln, die mich bleich umstellt.

Du über Schatten, die im Abgrund fliegen,
Darinnen wir die Glieder drehn und schrein,
Du Trost, du Engel, dem sich Kniee biegen
Im Knochenanger: setz den MENSCHEN ein!

LAND IM GERICHT

Ich bin das Land, das ohne Hoffnung ist,
Mit Gräberkreuzen neben jedem Weg
Und schief im Kräuticht, das die Ernte frißt,
Gedünst von Blut im Boden, trüb und träg.

In meinen Städten hängt die Sonne still
Wie ein Geschwür, von Fliegen dicht umflort.
Ich bin der Kehricht, drin die Ratte schrill
Vor Hunger pfeift und nur der Käfer bohrt.

Ich bin das Land, das man durch Tränen sieht.
Im Aug bleib ich als bittres Salz zurück,
Lieg unterm Netze, das der Himmel zieht,
Und fall ins tiefe Schweigen, Stück um Stück.

In meinen Wäldern lösen sich im Schrei
Die alten Geister. Und die Hölzer schwelen,
Vom Monde krank und blinder Zauberei.
Die Vögel flattern mit verbrannten Kehlen;

Und heiser wie der Wetterfahnen Ton
Fliehn ihre Stimmen an des Tages Rand
Zu Wolken auf, in denen Gifte drohn.
Verdammt bin ich und der Vampire Land.

Ich bin das Land, das im Gerichte steht,
Und allen Ländern bin ich das Gericht.
In meinen Schwären, die ich hergedreht,
Werd ich gerufen in das letzte Licht,

Ins Licht von drüben, wie es unverwandt
Einst auf mir ruht und mich nach oben zieht:
Das unter Qualen umgeworfne Land,
Das Totenland, das man durch Tränen sieht.

VATERLAND

I

Eisige Insel! Und es knallt der Wind
Wie Türen schlagen. Meine Augen muß ich
Hinhalten in die Schlacht, den Engelkampf,
Hinhalten wie zwei Löcher, rund und rußig,

Und nach dir ausschaun. Doch du treibst vorbei
Im Flusse Heraklits, vergessen schon.
Du bläht als schwarzes Wrack im Nachtchoral
Der Wasser, die dich zu verschlingen drohn.

Du fernes Tibet, in das Nichts verschollen!
Du trittst als Frost mir unter meine Haut.
Ich rufe nach dir leise aus dem Fieber:
Erloschnes Land, ins Windgestrüpp gebaut.

Du Frucht aus Mitternacht, die sich beschreibt
Im Leeren, unter einem schartigen Himmel,
Ich rufe Wehe in die Marschmusik
Des wilden Leids, in alles Qualgewimmel.

Im Draht der Schmerzen halt' ich mühsam aus,
Der sich mir langsam durch die Brust gespannt.
Wie du mich anglühst aus verkohltem Blick
– Du Reich, verlorener als Feuerland,

Bestickt mit Sternen und mit fremdem Mond –
Steigt mir das Schluchzen lautlos kehlenhin.
Ich sitz und traure, hör der Vene zu,
Vom Blut durchrauscht und deinem alten Sinn.

II

Du bist der Pesthauch hinter gelben Zähnen
Und wirfst dich über mich und deckst mich zu.
Den Mund brichst du mir auf, erstickst in Gähnen
Was ich erfand an flötensüßer Ruh.

Auf deinem schwarzen Blut gleit ich in Nacht,
Halt meiner Glieder eisernes Gestänge,
Den Schädelkürbis aufwärts ins Gedränge,
Ins Keuchen einer schattenhaften Schlacht,

Die lautlos treibt auf deinem Geisterboden,
Auf dem Kadaver, den du ausgestreckt,
Der Totenlandschaft zwischen Haupt und Hoden;
Und schrei, von deinen Schreien angesteckt:

Du Vaterland der herrenlosen Hunde,
Die deinen Namen wie den Mond verbellen,
Mit ihren Schnauzen wühlen in der Wunde
Und schmatzend deinen blinden Leib entstellen!

Unnütze Leiche, Aalen preisgegeben,
Die langsam sich durch die Gewebe bohren!
Als Wolke Unrat seh ich dich entschweben.
Und an kein Jenseits himmeln verloren,

Ziehst du ins Nichts, ins träumelose Nimmer.
Du flüsterst nicht als Widerhall im Gras,
Als Sternbild nicht, das flutet mit Geflimmer.
Denn du vergingest flüchtiger als Gas.

Wüste in Asien, Gobi, du Meer aus ertrunkenen Flotten,
 Die unterm Wind aus Kamelharn und sandigen Schreien
verdorrn,
 Wüste mongolischer Räuber, mit Leichen aus stinkenden
Zotten,
 Roten Gesäßen und Brüsten: ich singe dich immer von vorn!

Einst warst du Kanaan, Seligkeit, bist mir im Traume erschienen.
 Dattelgesichtig und süß lagst du, priesest dein glückliches Licht,
 Bogst dich erhitzt in die Nacht, in den Horizont, auf
Serpentinen,
 Und durch die Luft glitt das Spiel des Delphins, war wie ohne
Gewicht.

Aber jetzt lauerst du, furchtbares Land, zeigst die ekle
Schabracke,
 Gobi der Angst und der Einsamkeit, reichst quer durch
München und Mainz,
 Wirfst Karawanen ins Taubertal, murmelnde Tote. Im Sacke
 Schleifen sie Köpfe, getrockneten Dung und den Staub des
Gebeins.

Flöten auf gelblichen Knochen im Schlaf halb die
Wunderhornweisen.
 Speichel der Schwermut rinnt gallenscharf in den tatarischen
Bart.
 Kinderchen schießen sich tot mit zerbrochnen Gewehren.
Beim leisen
 Knacken des Abzugshahns staunen sie nachdenklich, blicken
sie hart . . .

ELEGIE VON DEN SOLDATEN

Unter den Lumpen tragen verbrannt sie die Haut,
Haben sie Fleisch, schwarz und vom Eisen zerrissen,
Blecken die großen Zähne, grölen mit Stimmen laut
Fremde Gesänge, vor denen den Frauen graut,
Und frieren im Ungewissen.

Im zerbrochenen Gebüsch sind ihre Leiber gegangen,
Heiter in Stricken, die sie sich selber geknüpft,
Staken die Köpfe wie Kürbisse gelb auf den Stangen,
Wehten die Bärte im Winde oben und sangen
Ihnen die Raben, wie sie den Wolken entschlüpft.

Aber sie lebten – erschossen oder an Galgen gehenkt –
Weiter und husten und stoßen die Zunge vor,
Haben die Arme im weißen Lichte geschwenkt,
Tod unterm Lid, das die Feuer der Schlachten versengt,
Lächelnd im Schein von Karbid und von grünlichem Chlor.

Und sie speien die Hoffnung wie Tabak, im Munde gekaut,
In den Schlamm vor die Füße und hinken vorbei,
Verziehn die gesprungenen Lippen und gehn ohne Laut
Unter im Schweigen, im knisternden Scharbockskraut,
Im Ohr das Gemurmel der höllischen Weissagerei.

LIED, UM SEIN VATERLAND ZU VERGESSEN

Die zwischen Zähne Messer tun,
Soldaten, früh gehenkt,
Mit Augen, die in Höhlen ruhn,
Ins Jochbein eingesenkt,
Durchschossnen Schultern, Wunden schwarz
Von Nacht und von Gestank:
Durchsichtig werden sie wie Quarz
Und hell mir im Gesang.

Und deren Haut ein Milbennest,
Die Krätze überzog,
Stirnen im Dämmer von Asbest,
Um die das Feuer flog,
Frau'n, rasch verzehrt von Syphilis,
Von Schmutz und Fusel krank,
Gespenster meiner Finsternis
Gehn ein in den Gesang.

Die Straßen, halb vom Brand verkohlt,
Im weißen Schimmellicht,
Die bald der Totenwind sich holt,
Wie mürbes Holz zerbricht,
Der Wasserlöcher Silberspur,
Aus denen Schweigen trank:
Die Typhustümpel steigen nur
Noch höher beim Gesang.

In Spuk und Schwärze – Schattenland
Der Banden, schwer von Mord –
Vernehm ich DEUTSCHLAND. Unverwandt
Raunt's alte, herbe Wort,
Das tote Wort, das sich entringt

Der Kehle, fieberkrank.
Mit süßen Jenseitsstimmen dringt
Es ein in den Gesang.

Und lautlos fliehn gespensterschnell
Die Stimmen durch den Grund.
Gewehre knistern auf, und hell
Springt's Blut aus Ohr und Mund ... –
Ophelia winkt, am Schädeljoch
Den Einschuß, geisterbang,
Zieht mich zu sich ins Wasserloch
Und endet den Gesang.

SELBSTBILDNIS MIT DER RUMFLASCHE

Trügerisches Bild aus diesen Jahren,
Antlitz, das sich durch die Flasche dehnt
Und ertrinkt im tiefen, wunderbaren
Geisterwasser! Das mit Aschenhaaren,
Schwarzen Zähnen nach dem Mond sich sehnt,
An die Nacht gelehnt!

Ach, ich bin es, und ich schlucke Feuer,
Das mir duftend meinen Gaumen sengt:
Augen, blaugerändert, nicht geheuer,
Und das Kinn umschattet schon ein neuer
Stoppelbart, in dem der Staub sich fängt,
Gelber Zucker hängt.

Und ich zieh den Atem ein und kaue
Ruhelos im Mund den süßen Rum.
Was ich sann, verwuchs mit meiner Braue.
Und das Nichts – behaarte Teufelsklaue –
Spür ich, biegt mir meinen Nacken um,
Zwängt den Rücken krumm.

Trügerisches Bild! Die dunkle Flasche
Fährt als seliges Schiff mir scheinlich,
Wächst mir aus der Hand, schlüpft durch die Masche
Meines Traums, drin ich gefangen bin.
Und sie streift den fremden Tropenhimmel,
Negerlippen und Jamaika,
Löst sich auf im sphärischen Gewimmel
Mir zu Häupten und dem Jenseits nah.

TERZINEN VOM FRÜHEREN EINVERSTÄNDNIS
MIT ALLER WELT

Erinnerungen sind Jagdhörner
Deren Ton im Winde vergeht.
Apollinaire

Die schöne Stille der Gewächse
– Zerbrechlich wie die Fabel Welt –
Umschlang ich sanft im Arm der Echse.

Zerbrechlich wie die Fabel Welt,
So ritt ich auf des Windes Nacken,
Den Oberon zusammenhält.

So ritt ich auf des Windes Nacken:
Ein grüner Schatten ohne Laut,
Befreit von meiner Schwere Schlacken.

Ein grüner Schatten ohne Laut.
Ach, von den Fischen trug ich Flossen
Und atmete durch Tigerhaut!

Denn von den Fischen trug ich Flossen.
Mein Geist erheiterte sich still.
Vom Gleichmut tausendfach genossen,

Erheiterte der Geist sich still,
Mit allen Wesen einverständlich,
Zypressenfeuern, Asphodill.

Mit allen Wesen einverständlich,
Beharrlich, ohne Ungeduld,
Und wie das Flötenholz lebendig.

Beharrlich ohne Ungeduld.
Kein Kartenspiel der Schwermut mehr: –
Wie Süßigkeit, die frei von Schuld

Verschwendet sich im Ungefähr . . .